



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Seelenfängerin**

Roman

**Sacher-Masoch, Leopold von**  
**Jena, 1886**

7. Ein neuer Schritt zum Ziel

**urn:nbn:de:hbz:466:1-42062**

## 7. Ein neuer Schritt zum Ziel.

„Dein Angesicht ist wie ein Buch, worin seltsame Dinge stehn.

Shakespeare. Macbeth.

Drei lange Tage, eine Ewigkeit für ihn, harrte Graf Soltyk auf eine Botschaft von Dragomira. Am dritten Tage Abends erschien Barichar in der Livree eines Herrschaftsbedienten im adeligen Klub, wo Soltyk spielte, und übergab ihm persönlich einen Brief. Der Graf überflog die Zeilen.

„Ich werde kommen,“ sprach er dann, ließ ein Geldstück in Barichar's Hand gleiten und eilte die Treppe hinab, um in den Wagen zu steigen und zu Hause nochmals mit peinlicher Sorgfalt Toilette zu machen.

Eine Stunde später fuhr sein Wagen vor Dragomira's Hause vor, er verabschiedete denselben und stieg, von Barichar geführt, die Stufen empor.

Dieser öffnete die Thür, und Soltyk stand im Empfangszimmer. In dem Augenblicke, wo er den Pelz abwarf, kam ihm Dragomira entgegen und bot ihm die Hand.

„Sind Sie allein?“ fragte er, ihre Finger an die Lippen führend.

„Ja.“ Dragomira zog leise ihre Hand zurück und setzte sich vor den Kamin. Der Graf, beide Hände auf die Lehne des Stuhls gestützt, den sie ihm angewiesen hatte, suchte in ihrem Antlitz zu lesen, doch dieses war kalt, verschlossen wie sonst, und die schönen, blauen Augen zeigten gleichfalls den gewohnten eisigen Glanz.

Trotz der Aufregung, in der er sich befand, bemerkte Soltyk doch, daß Dragomira sich für ihn schön gemacht hatte. Er sah sie zum ersten Male zu Hause in jenem Negligee, wo die schönen Frauen gerade mit der feinsten Berechnung angezogen sind. Es war, als sei sie von ihm überrascht, in ihrer Ruhe gestört worden und habe nur rasch, um ihn empfangen zu können, die erste beste Hülle übergeworfen, und doch stimmte eins zum andern. Afford fügte sich glücklich zu Afford wie in einer bestrickenden Melodie. Unter dem blutrothen Samt und den goldbraunen Zobel-fellen ihrer offenen Pelzjacke, wie aus den weiten

Ärmeln derselben, quoll die blaue Seide, flutheten die weißen Spitzen ihres Morgenrockes wie Blumenduft und Schneeflaum, und wie herrlich war die Anordnung des reichen blonden Haares, das in üppiger Verwirrung über ihre Schultern niederhing. Nicht umsonst hatte sie die kleinen Pantoffeln von schwarzem, perlengesticktem Atlas gewählt, nicht umsonst als einzigen Schmuck des Armes einen breiten, schlichten Goldreif, und es war auch kein Zufall, daß sie nichts weiter im Haar trug als eine rothe Kamelie.

Auch sie entdeckte sofort, daß er vor dem Spiegel gestanden hatte, ehe er zu ihr geeilt war, aber wenn er Hoffnungen daran knüpfte, daß sie in seinen Augen schön erscheinen wollte, so war sie nahe daran, über sein gekräuseltes Haar, über das Parfüm, das seinen Kleidern entströmte, über die bizarre Halsbinde, die er trug, zu lachen. In diesem Augenblick erschien er ihr zum ersten Male schwach, und sofort fühlte sie sich stark genug, mit ihm zu spielen.

„Werden Sie mir endlich das Räthsel lösen, mit dem ich mich seit Wochen quäle?“ begann Soltys.

„Ja,“ gab sie gelassen zur Antwort.

„Sie sind das schönste Weib, das ich je gesehen,“

fuhr Soltyf fort, „und zugleich das seltsamste, eine Sphinx. Ebenso geheimnißvoll und vielleicht ebenso grausam.“

„Ganz richtig. Ich habe kein Herz.“ Sie ließ ihre Finger in dem dunkeln Pelzwerk auf und ab tauchen und zugleich ihre Augen durchdringend auf ihm ruhen.

„Sie werden mich trotzdem niemals glauben machen, daß Sie ein Teufel sind!“

„Ich bin weder gut noch böse.“

„Was sind Sie denn?“

„Ich diene einer Idee, ohne Haß und ohne Liebe.“

„Und diese Idee?“

„Ich vertraue Ihnen, Graf Soltyf, obwohl ich heute eine schlimme Eigenschaft an Ihnen entdeckt habe, doppelt schlimm, weil sie klein und schwächlich ist.“

„Welche Eigenschaft?“

„Sie sind eitel, mein lieber Graf, Sie geben sich Mühe mir zu gefallen, das stimmt mich heiter.“ Ein flüchtiges Lächeln glitt über ihre marmornen Züge.

Soltyf war roth geworden. „Jetzt waren Sie grausam,“ murmelte er, „eine schöne Tigerin,

die mit dem Opfer, dessen sie sicher ist, zierlich spielt.“

„Ja, Sie sind eitel,“ fuhr Dragomira fort, „trotzdem sind Sie aber doch mitten unter Puppen ein Mann, unter Larven ein Menschenantlitz, und deshalb glaube, deshalb vertraue ich Ihnen.“

„Sie können es auch,“ erwiderte Soltyk, „ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welche mir selbst fast unbegreifliche, dämonische Macht Sie über mich haben. Sie sind nicht das Mädchen, dem man Geständnisse macht, Sie lesen den Menschen die Gedanken, die Empfindungen vom Antlitz herab, Sie wissen längst, daß ich Sie liebe.“

„Ja, ich weiß es.“

„Und wissen Sie es auch, wie ich Sie liebe?“

„Auch das.“

„Wissen Sie, Dragomira, daß jede meiner Regungen Ihnen gehört, daß ich mich nur noch mit Ihnen beschäftige, von Ihnen träume, von Ihnen phantasire, wissen Sie, daß ich bereit bin, Alles für Sie hinzugeben, Alles für Sie zu opfern?“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Und wissen Sie, daß Ihre Kälte, Ihr Spott mich wahnsinnig machen?“

„Mein Spott?“ unterbrach sie ihn, „wie könnte ich mich über Ihre Leidenschaft lustig machen, da ich doch will, daß Sie mich lieben, genau so heiß, so wahnsinnig, wie es jetzt der Fall ist. Nein, ich lache nicht über Sie, ich freue mich dieser Gluth, die ich entzündet.“

„Zu welchem Zweck?“

„Sie werden es erfahren.“

„Um mich zu Ihrem Werkzeug zu machen?“ rief Soltyk, „es sei, ich will Ihnen, ich will Ihren Plänen dienen, aber erst dann, wenn Sie mein sind. Sie lieben mich nicht. Sie haben kein Herz. Gut, ich verlange nicht, daß Sie für mich empfinden, aber sagen Sie, daß Sie meine Frau werden wollen.“

„Niemals.“

„Sind Sie denn wirklich gefühllos?“ Der Graf warf sich zu ihren Füßen nieder und schlang mit leidenschaftlicher Kraft die Arme um sie, das flammende Antlitz in der Woge von Seide, Spitzen, Samt und Pelz begrabend, die um die kalte Schöne fluthete. Dragomira machte sich rasch und zürnend los.

„Noch einmal — Graf,“ murmelte sie, „noch einmal kommen Sie mir nahe und — wir sind geschieden.“

„Vergebung,“ flehte er, noch immer vor ihr auf den Knieen, „ich wollte Sie nicht beleidigen, Sie thun mir unrecht, wenn Sie mir etwas zumuthen, was mit Ihrem Stolze unvereinbar wäre. Bei Gott, ich habe nichts im Sinne, was Sie kränken könnte.“

„Das brauchen Sie mir nicht zu sagen.“

„Ich habe nur einen Gedanken, Sie zur Herrin alles dessen zu machen, was mein ist, zu meiner Gemahlin.“

„Ich weiß es,“ sprach Dragomira, „aber das ist eben der verhängnißvolle Irrthum, der zwischen uns liegt wie ein Abgrund. Sie sehen mich wie ein gewöhnliches Weib an. Ich bin es nicht. Nie werde ich einem Manne mein Herz schenken und ebensowenig meine Hand reichen.“

„Welche Grille!“

„Es ist mein voller Ernst.“

„Und Sie sind wirklich unerbittlich?“

„Sie sehen es. Stehen Sie also auf, lieber Graf, Sie könnten ein tausendjähriges schwarzes Heiligenbild eher erweichen als mich, stehen Sie auf.“

Soltyk erhob sich.

„Und jetzt setzen Sie sich zu mir und hören Sie mich an.“

Soltyf gehorchte.

„Vergessen Sie einmal diese Umgebung, in der Sie mich sehen,“ fuhr Dragomira fort, „diese modernen Möbel, diesen russischen Ofen, denken Sie sich diese Toilette weg, diese sarmatische Hülle, diese Spitzen, diese an das Serail mahnenden Pantoffeln, und stellen Sie sich vor, ich trüge ein langes, weißes Gewand, einen Schleier, Sandalen an den Füßen, und Sie werden mich verstehen.“

„Als Bestalin?“

„Als Priesterin.“

„Sie haben Recht, es fehlt nur das Opfermesser, das Opfer ist bereit.“

Was war es, das bei den Worten des Grafen diesen jungfräulichen Marmor durchzuckte, und was blitzte in diesem kalten, stolzen Auge auf. Es war ein Blick, den Soltyf nicht verstand, so mochte die Löwin schauen im heißen Sande der Arena, wenn ihr der christliche Gladiator unbewehrt entgegen trat.

„Was haben Sie nur?“ fragte Soltyf.

„Nichts, nichts.“ Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen halb.

„Sie gehören also einer religiösen Sekte an,“ begann der Graf nach einer Pause.

„Ich gehöre einer kleinen Gemeinde an,“ gab

Dragomira zur Antwort, indem sie langsam die Augen öffnete, „welche eine große und heilige Mission zu erfüllen hat. Bergegenwärtigen Sie sich die heutige Welt, den allgemeinen Zustand der Geister. Auf der einen Seite haben Sie den blinden, todten, kirchlichen Glauben, der gedankenlos an Formen hängt, die keinen Sinn mehr haben, Gebete murmelt, die Niemand hört und seine Seele Priestern anvertraut, die keinen andern Beruf haben als den, für ihr leibliches Wohl zu sorgen. Auf der andern Seite sehen Sie den Unglauben, dem nichts mehr heilig ist, der seine Zirkel an die Sterne legt wie an Thier- und Menschenschädel, der Alles wägt, berechnet, in seine Elemente zerlegt, der die Pflanze wachsen sieht, den Stein, die Planeten, und der von Gott nichts weiß, weil er ihn mit seinen Fernröhren nicht zu entdecken vermag. Begreifen Sie nicht, daß es mitten in dieser Heuchelei und Buchstabenanbetung, gegenüber dieser Verthierung des Menschen und dieser Entgötterung der Natur, welche in gleicher Weise Ekel, Dede, Verzweiflung erzeugen, Seelen giebt, die sich nach Gott sehnen, die ihn jenseits der Sterne und jenseits der Zelle und des Urschleims suchen, und welche mit der Geisterwelt, die sie ahnen, in Verkehr zu treten streben.“

„Sie glauben, daß es einen Gott giebt?“

„Ich glaube es, ja.“

„Und daß es eine höhere Welt giebt über dieser irdischen?“

„Ja.“

„Und daß es möglich ist, in diese Welt einzudringen?“

„Das glaube ich nicht nur, das weiß ich, davon bin ich überzeugt.“

„Sie sind also Spiritistin?“

„Nein, man spielt mit solchen Dingen nicht. Wehe demjenigen, der frevelhaft die Hand nach dem Vorhang ausstreckt, der uns von dem Jenseits trennt. Nur der Glaube vermag uns den Weg zu weisen zu dem ewigen Licht.“

„Und Sie haben diesen Glauben?“

„Ich habe ihn.“

„Sie glauben, daß Gott Sie erwählt hat?“

„Ja.“

„Daß er Ihnen Dinge offenbart, die sonst sterblichen Augen verborgen bleiben?“

„Ja.“

„Jetzt erst fange ich an, Sie zu verstehen,“ sprach Soltyk, der vor Erregung bleich geworden war, während seine Augen größer und leuchtender erschienen. „Und Sie wollen nur deshalb von

mir geliebt sein, damit ich Ihnen vertraue, damit Sie mich den Weg führen können, der nach Ihrer Ansicht allein zum Heile führt?“

„Ja.“

„Beweisen Sie mir also, daß es einen Gott giebt.“

„Das kann ich nicht.“

„Daß es eine Welt giebt außer dieser, in der wir athmen, Geister, die dem Ewigen gehorchen und mit denen wir in Verkehr treten können, mit Hülfe Ihres Glaubens.“

„Das kann ich.“

„Ich beschwöre Sie, Dragomira, täuschen Sie mich nicht. Es wäre entsetzlich, wenn Sie mit solchen Dingen scherzen könnten.“

„Ich scherze nicht,“ gab sie ruhig zur Antwort, „Sie wollen Beweise von mir, ich werde sie Ihnen geben.“

„Wann?“

„Bald, vielleicht morgen schon.“

„Ihr Wort.“

„Mein Wort, ich werde es einlösen, und —?“

„Dann gehöre ich Ihnen, Dragomira.“